

FRIEDRICH LENGER

# Wenn Räume töten

Jörg Baberowski entgrenzt die Gewalt

Jörg Baberowski: *Räume der Gewalt*,  
Frankfurt/M.: S.Fischer Verlag 2015, 272 S.

«Der Islam dient ihnen nur dazu, die Gewalt rückwirkend zu rechtfertigen. Ich glaube nicht, dass das Töten leichter fällt, wenn man an irgendetwas glaubt.»<sup>1</sup> Als Jörg Baberowski, der weithin bekannte Osteuropahistoriker der Berliner Humboldt-Universität, diese Worte wählte, waren die Pariser Anschläge vom 13. November 2015 noch nicht absehbar. Ob er der naheliegenden Frage nachgegangen wäre, ob nicht zumindest für Selbstmordattentäter der Glaube, mit diesem Attentat sei nicht einfach alles vorbei, hilfreich sein könnte, scheint zweifelhaft. Denn Baberowski interessiert sich ausweislich seines neuen Buches über *Räume der Gewalt* nicht wirklich für unterschiedliche Gewaltformen. Zwar konstatiert er zutreffend: «Kriege folgen einer anderen Dynamik als Massaker oder Pogrome, eine Prügelei unterscheidet sich vom bewaffneten Überfall, Folter vom normalen Strafvollzug, ein gezielter Polizeieinsatz gegen Kriminelle oder Gewalttäter, die Gesetze brechen, vom Terror, den Geheimpolizisten in Diktaturen ausüben, um Furcht und Schrecken zu erzeugen.» (39 f.) Aber für seine Darstellung bleibt das folgenlos; eine systematische Analyse unterschiedlicher Gewaltkonstellationen sucht man bei ihm vergebens. Und es gibt einen Grund, warum solche Unterschiede für ihn bestenfalls von ganz untergeordneter Bedeutung sind, denn: «Der Raum der Gewalt ist ein anderer Raum als der Raum des Friedens. Wer ihn betritt, durchschreitet ein fremdes Land, in dem er zu einem anderen wird. Niemanden lässt Gewalt unberührt, niemand kann sich ihrem Zwang entziehen.» (11) – Darin klingt bereits Baberowskis Interesse an der Entgrenztheit der Gewaltsituation an, wie es auf-

grund seiner langjährigen Beschäftigung «mit den Schrecken der stalinistischen Gewaltherrschaft» nur zu verständlich ist. Auf die gerade deshalb naheliegenden Überlegungen zu etwaigen Spezifika von Gewalt in Diktaturen des 20. Jahrhunderts verzichtet er indessen.

Stattdessen erklärt er mit großer Geste: «Was immer die Gewalt auch sein mag, stets wird sie als Abweichung, als Irrweg, Abweg oder Krankheit vorgestellt, die eines Tages geheilt sein wird. Wenn Krankheiten erst einmal diagnostiziert sind, so lautet das Argument der Therapeuten, können sie auch geheilt werden: durch Zivilisierung, durch Toleranz oder soziale Gerechtigkeit. Alle Erklärungen, die Kultur- und Sozialwissenschaftler für den Ausbruch von Gewalt vorgetragen haben, sind Variationen dieser Motive.» Nur gut also, dass endlich ein tapferer und illusionsloser Historiker in die Schranken tritt und ohne therapeutische Ambitionen der Sache auf den Grund geht. Ein solcher Gestus mag auf empfindliche Seelen an sich schon irritierend wirken, als nachgerade grotesk muss er erscheinen, wenn man Baberowskis Ansatzpunkt – «wer nur von Gründen und Ursachen spricht, wird über die Dynamik und Eigenlogik von Gewaltverhältnissen wenig erfahren» – mit dem Forschungsstand abgleicht (25). Er ist nämlich genau der Ausgangspunkt einer von Trutz von Trotha und Birgitta Nedelmann angeführten Gruppe von Gewaltsoziologen, die vor nunmehr bald zwanzig Jahren den von ihnen sogenannten «mainstream» der Gewaltforschung unter anderem dafür kritisierte, dass er die Soziologie des Gewalthandelns durch eine Soziologie der Gewaltursachen ersetze, deshalb die Körperbezogenheit von Gewalt vernachlässige und so einmal mehr den Blick einseitig auf die Täter richte. Dagegen müsse eine «genuine Soziologie der Gewalt (...) mit der Gewalt beginnen, vor allem mit einer Phänomenologie der Gewalt».<sup>2</sup> Und deshalb sei forschungsstrategisch die Frage nach dem «Warum» durch die Frage nach dem «Wie» zu ersetzen.

Diese Strategie, die sich Baberowski also zu eigen macht, war sicherlich zunächst fruchtbar und sie erweist ihre Plausibilität nach den jüngsten Terroranschlägen von Paris gleichsam ex negativo noch einmal, wenn in zahllosen Zeitungsartikeln das Profil des urbanen Gotteskriegers entworfen wird, der als Sohn (oder gelegentlich auch Tochter) einer assimilationswilligen muslimischen Einwandererfamilie mit Misserfolgs- und Exklusionserfahrungen konfrontiert sein (oder ihr) Heil und seine (bzw. ihre) Ermächtigung im Anschluss an den Islamischen Staat sucht. Dass sehr viele Menschen, die diesem Typus ähneln, ganz andere Wege wählen, während umgekehrt unter den Kämpfern und Attentätern auch solche zu finden sind, die diesem Typus nicht entsprechen, wird beiseite geschoben. Als Erklärung konkreten Gewalthandelns besitzen solche Typisierungen also nur sehr begrenzten Wert. Insofern ist der kritische Stachel der selbsternannten Innovateure der Gewaltsoziologie keineswegs völlig stumpf geworden. Andererseits ist ein von Beginn an problematisches Argument dieser «Innovateure» immer deutlicher hervorgetreten. Klar formuliert findet man es schon bei dem wichtigsten Referenztheoretiker dieser Gruppe, Heinrich Popitz, der in seiner Machtsoziologie Gewalt als Aktionsmacht fasst und schreibt: «Fragt man nach den Konsequenzen einer Machttaktion für die *Beziehungen* zwischen dem Aktionsmächtigen und dem Opfer, fällt zunächst auf, daß viele Machttaktionen ihren Sinn in sich selbst haben.»<sup>3</sup> Auch diese Aussage kann prima facie große Plausibilität beanspruchen. Wer würde glauben wollen, dass die prügeln den SA-Männer in den Berliner Straßen der frühen 1930er Jahre Hitlers *Mein Kampf* gelesen hatten oder auch nur Goebbels' Strategien zur Eroberung der Straße kannten. Und wer würde ihren Kontrahenten vom Rotfrontkämpferbund unterstellen, sie hätten wie Rosa Luxemburg Bürgerkrieg für ein Synonym von Klassenkampf gehalten.<sup>4</sup> Wer so argumentieren wollte, würde nicht nur von Jörg Baberowski zu Recht für naiv gehalten.

Gleichwohl bleibt damit die Frage noch unbeantwortet, ob denn der Umkehrschluss zwingend zutrifft, dass die Gewaltaktionen dieser Tätergruppen «ihren Sinn in sich selbst» gehabt hätten, dass von Motiven keine Rede sein könne. Und es gibt gute Gründe, diese Frage zu verneinen. Denn die grundsätzliche, an die Traditionen des amerikanischen Pragmatismus anknüpfende Auffassung, derzufolge «menschliches Handeln überwiegend unreflektiert und kontinuierlich vollzogen werde, und die Akteure in der Regel erst dann (und nur dann!) auf klare Motive rekurrierten, wenn der stetige Handlungsstrom unterbrochen wurde». Und dass zudem diese artikulierten oder auch nur gedachten Motive situationsspezifisch ständig neu interpretiert werden, dass also, kurz gesagt, die Motive der Handlung nicht vorgängig und äußerlich seien, ist gerade auch in Analysen kollektiver Gewalt eindrücklich vorgeführt worden.<sup>5</sup> Eine solche Sicht erlaubt die Zurückweisung einer offenkundig irrigen Zurückführung von Gewalthandeln auf oft genug nur von außen zugeschriebene soziale Ursachen oder ideologische Motive, ohne deshalb Gewalt als sinnlos oder unmotiviert missverstehen zu müssen. Oder anders gewendet: Man kann der Situationsoffenheit von Gewalt gerecht werden, ohne Motive von vornherein aus ihrer Erforschung verabschieden zu müssen.

Gerade für Historiker sollten diese eher theoretischen Überlegungen vertraut klingen, hatte doch schon die historische Protestforschung der sechziger und siebziger Jahre eine ganz parallele Denkbewegung vollzogen, als sie aufhörte, in Hungerrevolten lediglich blindwütige Gewalt zu sehen, die als Ausdruck miserabler sozialer Verhältnisse zugleich erklärbar und entschuldbar war, und stattdessen damit begann, der eingehenden Analyse der Gewaltformen einschließlich ihrer rituellen Aspekte deren Sinn und Rationalität abzurufen. Der Verweis auf Autorinnen und Autoren wie Georges Rudé und Eric Hobsbawm, Natalie Zemon Davies und Emmanuel Le Roy Ladurie macht deutlich,

dass hier keineswegs von jüngsten Entwicklungen die Rede ist.<sup>6</sup> Halten wir also zunächst mit Blick auf den methodischen Ansatz Baberowskis nur fest, dass sein Originalitäts- und Innovationsanspruch in keiner Weise begründet ist und der von ihm aus der gewaltsoziologischen Diskussion der neunziger Jahre entlehnte Theorierahmen inzwischen in Teilen überholt erscheint. Das schließt nun keineswegs aus, dass das in der Tagespresse freundlich besprochene Buch wichtige Informationen und weiterführende Interpretationen enthalten könnte.<sup>7</sup>

Fragt man, worin diese bestehen könnten, liegt es nahe, mit dem titelgebenden Begriff zu beginnen, der die sechs Kapitel am ehesten verklammert, die ansonsten die Auseinandersetzung mit einzelnen Gewalttheoretikern mit ausführlichen Beschreibungen von Gewaltsituationen kombinieren, die ihrerseits häufig der Erinnerungsliteratur, gelegentlich aber auch der Romanliteratur entnommen sind. Was also sind «Räume der Gewalt»? Auf diese Frage gibt das Buch keine eindeutige Antwort. Einerseits ist der Gewaltraum die alles erklärende Kategorie: «Nicht Ideen und Gründe, sondern Räume, ihre Situationen und Handlungszwänge entscheiden darüber, was mit uns geschieht, wenn die Gewalt ausgebrochen ist.» (32) Andererseits aber können diese zu Akteuren werdenden Räume alles sein: Orte, Räume, Zeiten oder auch Situationen: «Nun endet die Zeit der Strategien, und die Zeit des Körpers bricht an», heißt es in einer der vielen redundanten Formulierungen, in denen der Raum einmal temporalen Charakter hat (140). Der Begriff, dem soviel Erklärungslast aufgebürdet wird, ist also gar kein Begriff, sondern eine Metapher, die nichts erklärt. Rhetorisch wird das bemäntelt, indem die Gewalt immer wieder als das schlechterdings Unverständliche und Dunkle apostrophiert und so suggeriert wird, erst ein ganz neuer radikaler Denkansatz, die alles erklärende Raumkategorie und unser illusionsloser Autor brächten Licht in die Finsternis. Kritische Leser werden darauf kaum hereinfallen und hierin eher einen weiteren Beleg für

die generelle Einschätzung des 2014 verstorbenen M. Rainer Lepsius sehen: «Von der Geschichtswissenschaft kann man als Soziologe analytisch und theoretisch wenig lernen.»<sup>8</sup>

Erst recht trifft das zu auf die in fünf der sechs Kapitel vorgenommene Auseinandersetzung mit Theoretikern der Gewalt. Hier ist vieles vorhersehbar, manches merkwürdig und wieder anderes in sich widersprüchlich. Norbert Elias' These von einer Zurückdrängung der Gewalt im Zivilisierungsprozess ist schon so häufig kritisiert worden, Johan Galtungs Konzept der strukturellen Gewalt so oft ob seiner Grenzenlosigkeit als wenig hilfreich ad acta gelegt worden, dass Baberowski hier Schwierigkeiten hat, noch offene Türen zu finden, die er mit dem ihm eigenen Aplomb einrennen kann. Auch die meisten anderen Autoren bekommen schlechte Noten: «Baumans Modell ist eine Karikatur der Moderne» etc. Warum aber wird es dann auf vielen Seiten in einer Weise paraphrasiert, die es nicht mehr erlaubt zu entscheiden, ob hier Bauman oder Baberowski spricht? Zygmunt Bauman ist auch deshalb ein interessantes Beispiel, weil sich Baberowski erst in seiner letzten, mit dem Sachbuchpreis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Monographie von dessen zuvor von ihm geteilten Sicht abgewandt hatte, der zufolge die Gewalt totalitärer Diktaturen und insbesondere der Holocaust als Vollendung eines spezifisch modernen Ordnungsdenkens interpretiert werden müsse, dessen leidenschaftslose Exekutoren sich als Ingenieure der Ordnung verstanden hätten.<sup>9</sup> Über die Einseitigkeit und das Ungenügen einer solchen sozialtechnologischen Deutung der millionenfachen Morde im Herrschaftsbereich Stalins und Hitlers besteht weitgehende Einigkeit und doch ehrt es unseren Autor, dass er sich offen und selbstkritisch von seiner früheren Sicht distanziert hat.

Das gilt unabhängig davon, ob man seine 2012 revidierte Deutung stalinistischer Gewalt für überzeugend hält oder nicht. Diese Neuinterpretation stellt eine wirklich radikale Kehrtwende dar, ist

doch an die Stelle der Modernetheorie ein extremer biographischer Reduktionismus getreten: «Der Schlüssel zur Erklärung der exzessiven Gewalt ist also der Diktator selbst.» (VE, 30) Und der verkörpert mit «seiner Mordlust» das Böse schlechthin, rückführbar allenfalls auf seine Herkunft, bestimmte doch in seiner Heimat die Blutrachefehde den Erwartungshorizont, die «der Täter nur abwenden (konnte), wenn er alle Angehörigen des Gegners tötete oder kampfunfähig machte» (VE, 232 und 316). Jenseits des Psychopathologischen geraten in Baberowskis Deutung immer wieder zwei Interpretationslinien in Spannung zueinander: Einerseits «setzte Stalin die Maschine des Terrors in Betrieb» und «war jederzeit Herr des Verfahrens» (VE, 283 und 308). Und andererseits wird die Gewalttätigkeit stalinistischer Herrschaft gerade mit der Schwäche eines Staates erklärt, «dessen Repräsentanten Gefallen an der Inszenierung des permanenten Chaos und der Gewalt fanden, weil sie nur so ihren Herrschaftsanspruch ständig in Erinnerung halten konnten.» (VE, 23) Das fügt sich nicht immer zu einem völlig schlüssigen Gesamtbild, und doch wird jeder Leser die eindringlich und quellennah erzählte Geschichte stalinistischer Gewaltherrschaft mit Gewinn (und Schrecken) zur Kenntnis nehmen. Eine tiefgehende Erklärung der Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Gewaltherrschaft wird ihm indessen nicht geboten. Oder, wie ein Rezensent lakonisch anmerkte: «Keine Theorie ist jedenfalls auch keine Lösung.»<sup>10</sup>

Kehren wir von dem kurzen Exkurs zu seinem Stalin-Buch, der ja vor allem den Zweck hatte, den besonderen Stellenwert der Baumanschen Modernetheorie für den Wandel des Denkens unseres Autors über die Gewalt deutlich werden zu lassen, zu Baberowskis *Räumen der Gewalt* und der dortigen Beschäftigung mit Zygmunt Bauman zurück. In ihr findet sich die bemerkenswerte Behauptung: «In der Moderne veränderten sich zwar die Möglichkeiten der Zerstörung, nicht aber die menschlichen Leidenschaften.» (102) Dieser Satz ist symptomatisch

für die Neigung unseres Autors zur Setzung anthropologischer Konstanten: «Schon immer haben Menschen einander verletzt und getötet, wenn sie im Glauben waren, es sei erlaubt, was sie tun, und wenn sie gewiss sein konnten, mit Strafe oder Rache nicht rechnen zu müssen.» (27) In Position gebracht werden dergleichen Behauptungen mit Vorliebe gegen die Zivilisierungsthese von Elias oder andere Varianten einer Fortschrittsgeschichte. Das dahinter stehende Menschenbild hat ein Rezensent in die Worte gekleidet: «Die Bestie schläft nur.»<sup>11</sup> Was für Baberowski allein ihr Erwachen verhindern kann, ist das effektiv durchgesetzte Gewaltmonopol des modernen Rechtsstaats. Daran scheint jenseits des Umstands, dass seine Darstellung das staatliche Gewaltmonopol und Rechtsstaatlichkeit nur als entweder gegeben oder fehlend kennt, bemerkenswert, dass er diese Sicht gegen Ende seines Buches auf einmal aufgibt. Das geschieht nicht zufällig in der Auseinandersetzung mit dem soziologischen Schriftsteller Wolfgang Sofsky, dem er schwerlich Fortschrittsoptimismus unterstellen kann und mit dem er um die Krone der illusionslosesten Illusionslosigkeit ringt. In dieser Auseinandersetzung kommt ihm nun eine Beobachtung gelegen, die, obschon völlig zutreffend, dem bisherigen Gang seiner Argumentation entgegenläuft: «In allen vormodernen Gesellschaften ohne staatliches Gewaltmonopol», so führt er nun gegen Sofskys dunkles Menschenbild ins Felde, «haben sich Menschen auf Verfahren geeinigt, um Streit und Krieg an Regeln zu binden.» (186)

Hätte Baberowski diese spät eingeführte Beobachtung ernst genommen, hätte es nahegelegen, in ganz anderer Weise an ein Zitat von Heinrich Popitz anzuknüpfen, das er schon in seinem Einführungskapitel «Was ist Gewalt, und wie kann man sie verstehen?» präsentiert: «Der Mensch muss nie, kann aber immer gewaltsam handeln, er muss nie, kann aber immer töten.» (30) Denn daraus wäre ja wohl die Aufgabe einer systematischen Untersuchung der Bedingungen abzuleiten, unter denen ei-

ne Aktualisierung des latent stets gegebenen Gewaltpotentials wahrscheinlich wird. Auf Popitz wie auf Elias Canetti kommt Baberowski im Schlusskapitel noch einmal zurück. Hinter ersterem bleibt er an gedanklicher Klarheit aber leider weit zurück. Vermutlich hätte dieser ihn mit seinem Lieblingsverdikt belegt – «Zu kurz gedacht!» –, hätte der 2002 verstorbene Soziologe Baberowskis neuestes Buch noch lesen können.<sup>12</sup> Und wie hinter Popitz hinsichtlich gedanklicher Klarheit bleibt unser Autor selbstverständlich auch an Bildmächtigkeit hinter dem Literaturnobelpreisträger Canetti zurück. Gleichwohl ist es neben der Aktualität des Themas vermutlich die Sprache des Autors, die am ehesten erklären kann, warum sein neuestes Buch, obwohl weder im Ansatz originell noch in der Argumentation überzeugend oder auch nur konsistent, so breites Interesse gefunden hat.

«Historiker sollten schöne Sätze schreiben.» Das hat Jörg Baberowski seinem Buch im Vorwort aufgegeben und dasselbe Dietrich Geyer, «dem Stilisten unter den Historikern» gewidmet. Dieser habe ihn gelehrt, «dass Stil und Inhalt eines Textes nicht voneinander zu trennen sind». (12) Das trifft zweifellos zu, auch und gerade auf die *Räume der Gewalt*. Jedoch gilt es auf zwei wesentliche Unterschiede hinzuweisen, welche die Sprache Baberowskis von der des Doyens der deutschen Osteuropahistoriographie trennen. Ob in seiner Habilitationsschrift über *Lenin in der Russischen Sozialdemokratie*, seiner vielfach aufgelegten Geschichte der Russischen Revolution oder zuletzt in seiner Studie über die Anfänge der Psychiatrie in Deutschland, immer ist Geyers glänzende Wissenschaftsprosa auf Argumentation hin angelegt und diskursiv ausgerichtet.<sup>13</sup> Und das bedeutet zum einen, dass er sich nie in der Rolle des (All-)Wissenden geriert hätte, der nach einem ausgedehnten Blick in die Abgründe der Gewalt nun seine illusionsverhaftete Leserschaft in apodiktischem Ton belehrt. Und zum andern steht zu vermuten, dass er sich anders als Baberowski kaum zur Verteidigung

der Prosa Wolfgang Sofkys aufgeschwungen hätte, dem neben anderem ja zugute zu halten ist, dass er in zumindest einem seiner Bücher offen ausflaggt, einen Traktat – und das heißt ja zugleich: keinen Diskurs – zu publizieren.<sup>14</sup>

Baberowski spricht die Frage einer angemessenen Sprache an zwei Stellen seines neuen Buches an, zunächst im Vorwort, wo es heißt: «Der Leser soll sich schlecht fühlen, ihm soll übel werden, damit er versteht, dass Gewalt kein abstraktes, klinisch sauberes Geschehen ist, sondern Verletzte und Tote, Schmerz, Blut und Tränen verursacht. Wer darüber nicht schreiben will, sollte über die Gewalt schweigen.» (11) Nun wird es wohl jedem, der sich zum Beispiel intensiver mit dem konkreten Ablauf des Genozids an den europäischen Juden beschäftigt hat, so gegangen sein, dass sein körperliches Wohlbefinden gelitten hat. Warum aber ein Historiker, der darüber schreibt, dies gezielt herbeiführen sollte, dafür liefert Baberowski an dieser Stelle keine eigentliche Begründung.

In der Auseinandersetzung mit Wolfgang Sofsky kommt er darauf zurück. Dass er ihn mit Argumenten attackiert, die er selbst in den Anfangskapiteln seines Buches beiseite geschoben hatte, wurde bereits angemerkt. Aber er verteidigt zumindest Sofskys Sprache gegen dessen Kritiker: «Wenn der Autor seinem Leser vermitteln kann, wie es sich anfühlt, wenn die Gewalt das letzte Wort behält, und wenn der Leser sich schlecht fühlt, hat die dichte Beschreibung ihren Zweck erfüllt. (...) ganz gleich, ob die Geschichte, die erzählt wird, sich so zugetragen hat oder ob sie erfunden worden ist.» (193) Auf die für einen Historiker eher ungewöhnliche Absage an die Vetomacht der Quellen muss hier vielleicht nicht näher eingegangen werden, auf die von Baberowski empfohlene und geschriebene Sprache schon. Bei ihr handelt es sich um Überwältigungsprosa, deren Gegensatz nicht, wie von ihm suggeriert, verquastes und verschwurbeltes Historiker- oder Soziologendeutsch ist, sondern ein gut geschriebenes Buch, das gleichwohl auf Überzeu-

gung, nicht auf Überwältigung abhebt und deshalb beanspruchen darf, der Wissenschaft zugerechnet zu werden. Dabei dürfte jedem Geistes- und Sozialwissenschaftler bewusst sein, dass unser Bemühen, argumentativ zu überzeugen, nicht immer klar von unserem Talent zu überreden zu trennen ist, aber das hebt den Unterschied zur bloßen Überwältigung nicht auf. Und deshalb wäre der apodiktischen Empfehlung – «Wer darüber nicht schreiben will, sollte über die Gewalt schweigen» – wohl der Rat entgegenzusetzen: Wer zu seinem Untersuchungsgegenstand nicht ein Minimum an analytischer Distanz zu bewahren vermag, der möge sich ein anderes Forschungsthema suchen.

- 1 In einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 20.9.2015.
- 2 Trutz von Trotha: Zur Soziologie der Gewalt, in: Ders. (Hg.): *Soziologie der Gewalt*, Opladen 1997, S. 9–56, hier S. 20; vgl. auch Peter Imbusch: «Mainstream» versus «Innovateure» der Gewaltforschung: Eine kuriose Debatte, in: Wilhelm Heitmeyer/Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, Frankfurt/M. 2004, S. 125–148.
- 3 Heinrich Popitz: *Phänomene der Macht*, 2. stark erweiterte Auflage, Tübingen 1992, S. 46.
- 4 Die umfangreiche Literatur zu den genannten Gruppen erschließt sich über Sharon Bäcker-Wilke/Florian Graß/Friedrich Lenger: *Gewaltgemeinschaften im städtischen Raum. Barcelona, Berlin und Wien in der Zwischenkriegszeit*, in: Winfried Speitkamp (Hg.): *Gewaltgemeinschaften. Von der Spätantike bis ins 20. Jahrhundert*, Göttingen 2013, S. 317–341.
- 5 Vgl. Wolfgang Knöbl: *Perspektiven der Gewaltforschung*. Hamburger Antrittsvorlesung am 29.10.2015, erscheint demnächst auf [www.soziopolis.de](http://www.soziopolis.de), sowie zuletzt die Beiträge von Jack Katz, Thomas Klatetzki, Stephen Reicher und Ferdinand Sutterlüty in: Axel T. Paul/Benjamin Schwalb (Hg.): *Gewaltmassen. Über Eigendynamik und Selbstorganisation kollektiver Gewalt*, Hamburg 2015.

- 6 Einen konzisen Rückblick bietet Paul Dumouchel: *Massengewalt und konstitutive Gewalt*, in: Paul/Schwalb (Hg.): *Gewaltmassen*, S. 103–123, bes. S. 104ff.
- 7 Vgl. nur die Besprechungen von Thomas Speckmann in: *Der Tagesspiegel* vom 15.10.2015, Hannes Hintermeier in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 10.10.15, Gustav Seibt in: *Süddeutsche Zeitung* vom 20.10.15, Martin Ebel in: *Die Welt* vom 30.10.15 oder von Herfried Münkler in: *Die Zeit* vom 21.1.2016.
- 8 Adalbert Hepp/ Martina Löw (Hg.): *M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession*, Frankfurt/M. 2008, S. 112.
- 9 Vgl. Jörg Baberowski: *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, München 2012; im Folgenden im Text als VE ausgewiesen.
- 10 *Die Tageszeitung* vom 9.3.2012 (Kritik von Stefan Reinecke).
- 11 Gustav Seibt, *Süddeutsche Zeitung* vom 20.10.2015.
- 12 Wolfgang Eßbach: In memoriam Heinrich Popitz (1925–2002), in: Heinrich Popitz: *Soziale Normen*, hg. von Friedrich Pohlmann/Wolfgang Eßbach, Frankfurt/M. 2006, S. 264–266, hier S. 265.
- 13 Vgl. Dietrich Geyer: *Lenin in der russischen Sozialdemokratie. Die Arbeiterbewegung im Zarenreich als Organisationsproblem der revolutionären Intelligenz 1890–1903*, Köln 1962; ders.: *Die Russische Revolution. Historische Probleme und Perspektiven*, Göttingen 1985; ders.: *Trübsinn und Raserei. Die Anfänge der Psychiatrie in Deutschland*, München 2014.
- 14 Vgl. Wolfgang Sofsky: *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt/M. 1996.